

die den an Trends der Politikvermittlung interessierten Lesern nur empfohlen werden kann.

Albrecht Lüter

**Eva Hohenberger / Judith Keilbach (Hrsg.)**

### **Die Gegenwart der Vergangenheit**

Dokumentarfilm, Fernsehen und Geschichte

Berlin: Verlag Vorwerk 8, 2003. – 272 S.

(Texte zum Dokumentarfilm; 9)

ISBN 3-930916-63-0

Seit vielen Jahren existieren in der Bundesrepublik immer wieder Initiativen, audiovisuelle Medien als Quelle historischer Forschung stärker als bisher fruchtbar zu machen. Das gescheiterte Berliner Projekt der Gründung einer Mediathek steht für die relative Erfolgslosigkeit bisheriger Bemühungen. Gleichzeitig zählt zu den alltäglichen Medienwahrnehmungen die Tatsache, dass Film und Fernsehen auch im Rahmen von Dokumentationen eigene Geschichten mit eigenen Rhetoriken produzieren. Vor diesem Hintergrund versucht das Buch „zum einen, die dokumentarischen Formen in Film und Fernsehen genauer in den Blick zu nehmen, und zum anderen, nach möglichen Konsequenzen aus der konstatierten Historifizierung zu fragen“ (S. 7). Die im Buch zusammengetragenen Antworten blicken aus der Perspektive von Medienwissenschaftlern und Historikern auf die Problematik. Die Autoren arbeiten in Deutschland, Frankreich und den USA. Sowohl die interdisziplinären als auch die internationalen Blickrichtungen auf die Problematik vermitteln dem Leser eine Vorstellung von den Schwierigkeiten der Problematik und möglichen Lösungsansätzen.

Die Vielseitigkeit der Blickrichtungen verdeutlichen exemplarisch die Aufsätze von Judith Keilbach (Berlin) und Shawn Rosenheim (Williamstown), die sich beide mit der Rolle von Zeitzeugen beschäftigen. Am Beispiel der juristischen und medialen Aufarbeitung des Holocaust in der Bundesrepublik analysiert sie die Rolle von Zeugen vor Gericht und deren Übernahme durch das Fernsehen. Durch Vergleiche der über Jahrzehnte hinweg entstandenen Fernsehsendungen gelingt es ihr, die unterschiedlichen medialen Konstruktionen der Zeugenfigur überzeugend nachzuweisen. Diese wiederum vergleicht sie mit den Auftritten von

Zeugen vor Gericht und kann auf diese Weise überzeugende Korrelationen aufzeigen, die sich über die Jahre hinweg verändern.

Rosenheim macht sein Zeugenverständnis an Arbeiten des amerikanischen Dokumentaristen Errol Morris fest. Sein Verständnis von Historie konzentriert sich auf die Aufklärung von Kriminalfällen. In seinen Filmen fallen juristische und mediale Zeugen oft zusammen. Auf diese Weise versucht er, ein Gegenmodell zu den traditionellen Geschichtssendungen des Fernsehens zu entwerfen. Zur Aufzeichnung von Gesprächen nutzt er einen so genannten Interrotron. Durch das anschließende fiktionalisierte Nachinszenieren der Zeugenperspektiven auf die Tat verweist er auf den ungewissen Wahrheitsgehalt der Aussagen. Die Fehlleistungen von Erinnerung werden schließlich noch durch eine Vielfalt unterschiedlicher in den Filmen zitierter Dokumente unterstrichen. Dies bedeutet, dass Morris vor allem die verschiedenen Mentalitäten von Zeugen in den Mittelpunkt seiner Fernsehbeiträge stellt.

Insgesamt, so unterstreicht das Buch, bedarf es sehr differenzierter Methoden, um Geschichte im Allgemeinen und Fernsehdokumentationen im Besonderen als historische Quellen nutzbar zu machen. Die Kontextualisierung der Entstehungsbedingungen des jeweiligen Beitrages ist dabei das entscheidende Moment, um sich der Vergegenwärtigung von Vergangenheit zu nähern.

Wolfgang Mühl-Benninghaus

**Maja Malik**

### **Journalismusjournalismus**

Funktion, Strukturen und Strategien der journalistischen Selbstthematization

Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2004. – 429 S.

ISBN 3-531-14205-4

Der Buchtitel signalisiert die erkenntnistheoretische Radikalität der modernen System/Umwelt-Theorie, mit der hier die Problematik des sich selbstthematizierenden Journalismus untersucht wird. Dergestalt soll das Journalismussystem bessere Chancen haben, sich selbst zu thematisieren, als Einheit in Differenz zur Gesellschaft. Von diesem grundlagentheoretischen Standort aus betritt Malik eine theoretisch dürre Landschaft, in der man es Journalis-

ten, Verlegern und Intendanten überlässt, die Wirklichkeit des Journalismus durch Plaudern aus dem Nähkästchen zu bestimmen, oder wo von Erwerbsberuflern erwartet wird, dass sie per Fragebogen wissenschaftsfähige Antworten über den Journalismus äußern können. Die Ergebnisse lassen üblicherweise erkennen, dass der auf Arbeit und Beruf eingegangene Journalismusforschung die verquickten Sach-, Sozial- und Zeitprobleme des Journalismus entgehen.

Maja Malik operiert mit einem epistemisch und methodisch offen liegenden Forschungsansatz. Er versetzt sie in die Lage, alle bekannten Unterscheidungen der Journalismusforschung einzufangen. Dazu gehören die Vorgehensweisen der durch Programme entscheidenden Redaktionen, persönliche Motive, Einstellungen, Spezialisierungen und Bereitschaft zur Arbeit in Rollen- und Stellenzusammenhängen, soziale Widersprüche zwischen journalistischer Thematisierung, Wettbewerb und journalistischer Selbstkontrolle, die rechtlichen, moralischen und vertrauensnormativen Strukturen im Journalismus, Anmutungen und Zumutungen journalistischer Umweltsysteme (politische Parteien, öffentliche Verwaltung, Wirtschaftsverbände, Gewerkschaften), die Interrelationen zwischen Journalismus, Öffentlichkeiten und Publika, die wissenschaftliche Erforschung des Journalismus und die Journalistik als Lehre.

Reproduziert sich das Journalismusgesamtsystem in Interrelation zur (Welt-)Gesellschaft und ihren Teilbereichen tagtäglich selbst, wer kann dann „wir“ sein, um „den Journalismus“ zu thematisieren? Ich würde sagen: Es ist der Text Maja Maliks – für den die Verfasserin in Münster promoviert und der mit dem Dissertations-Förderpreis der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft ausgezeichnet wurde. Damit kann der Journalismusjournalismus in mehreren funktional-strukturellen Dimensionen des Journalismusgesamtsystems kommuniziert werden.

Im Mittelpunkt der Studie stehen mehrere Journalismusdimensionen: Journalismus als Funktionssystem, journalistische Organisationsstrukturen und Interpenetrationen des Journalismus zu anderen Sozialsystemen. Journalismusjournalismus wird als jener Funktionsbereich modelliert, in dem sich das Journalismussystem selbst zum Thema macht. Malik verfügt über beeindruckende Literaturkenntnisse, sie spürt nahezu allen Strömungen der Journalismusforschung nach. Das für brauch-

bar gehaltene Gedächtnismaterial zur journalistischen Selbstbeschreibung kommt einerseits aus der grundlagentheoretisch operierenden Kommunikationswissenschaft; andererseits aus anwendungstheoretischen Arbeitstheorien journalistischer Praktiker. Die Verfasserin beobachtet und prüft beide Textsorten souverän und selbstkritisch, aus einer Position, die man sich in einem Überschneidungssystem vorstellen kann, als gemeinsame Schnittmenge zwischen Journalismussystem und Wissenschaftssystem.

Die Studie macht einen wichtigen Fortschritt in der Journalismusforschung, und wie jede brauchbare Forschung provoziert sie Anschlussfragen. Vier Fragestellungen scheinen mir besonders aktuell zu sein:

1) Analysen journalistischer Selbstbeschreibung sind Texte zur Forschungskommunikation. Reicht es aus, nach der Funktion journalistischer Selbstthematisierung zu fragen, wenn Texte bewahrte soziale Gedächtnisse der Gesellschaft sind, die durch Selbstbeschreibung entstehen? Müsste die Studie nicht journalistikwissenschaftliche Selbstbeschreibung heißen, was sie ja de facto ist?

2) In den 1960er Jahren war *soziales Handeln* Luhmanns Basisbegriff, der seither in *soziale Kommunikation* umgebaut wurde: als thematisch eingegrenztes, sinnmachendes Informieren, zum Anschluss an weitere Kommunikationen. Luhmannianer wie Maja Malik ziehen gern das Lehrbuch von Kneer/Nassehi: *Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme* heran, das mit Luhmanns Handlungstheorie operiert. Mir scheint die kommunikationswissenschaftliche Einführung von Margot Berghaus: *Luhmann leicht gemacht* deshalb geeigneter zu sein, weil der Text kommunikationswissenschaftliche Probleme anhand des „Kommunikations“-Luhmann rekonstruiert, mit einem hochselektiven Kommunikationsbegriff. Allerdings: weder Luhmann noch Berghaus untersuchen das Journalismussystem der Gesellschaft.

3) Der Akteur handelt, der Akteur kann nicht kommunizieren, denn zum Kommunizieren gehören mindestens zwei bewusst lebende Menschen. Das Konstrukt Akteur mag in der Handlungssoziologie von Belang sein. In der Kommunikationswissenschaft, und somit für kommunikationswissenschaftliche Analysen und Synthesen journalistischer Probleme, ist der Akteur eine funktionslose Struktur, ein kommunikationswissenschaftliches Erkennt-

nishindernis. Aber es wird dennoch am Akteur festgehalten: In Erinnerung an journalistische Genielehren? Weil empirische Soziologen es tun? Oder weil man sich Befragungspersonen nicht als soziale Rolle in der Journalismusforschung sondern nur als „ganze Menschen“ vorstellen will?

4) Für den Kritischen Rationalismus Karl Poppers sind Erfahrungen methodisch geleitete Prozesse der Informationsproduktion, und Lehrbücher der Empirischen Sozialwissenschaften operieren mit Poppers Erfahrungsbegriff: Karl-Dieter Opp verhaltenstheoretisch, Jürgen Friedrichs handlungstheoretisch, Klaus Merten mit einem zum Transportunternehmen vereinfachten Kommunikationsmodell. Wird Empirie methodologisch als vergleichbare Materialbearbeitung angesehen, um damit funktional-strukturelle Problemstellungen zu bearbeiten, dann entsteht ein kommunikationswissenschaftliches Theorie-Methoden-Schisma. Werden Journalisten von der Umfrageforschung befragt, dann bewegen sich die Antworten auf dem Niveau journalistischer Arbeitstheorien, und sind dergestalt nicht unmittelbar kommunikationswissenschaftlich brauchbar. Kann eine funktional-strukturelle Theorie journalistischer Selbstthematizierung überhaupt mit standardisierten empirischen Forschungsmethoden arbeiten, wenn diese von handlungs- und verhaltenstheoretischer Herkunft sind?

Manfred Rühl

## Marie-Luise Bernreuther

### Made in USA – Realitätskonstruktionen nach dem 11. September

Frankfurt am Main: Peter Lang, 2004. – 291 S.  
(Kulturwissenschaftliche Medienforschung; 2)  
ISBN 3-631-52678-4

Das Buch von Marie-Luise Bernreuther über die Realitätskonstruktionen nach dem 11. September ist eine Fortsetzung der Verschwörungstheorien mit anderen Mitteln. Es handelt sich um eine augenscheinlich medienwissenschaftliche Annäherung an die Politik und Informationsvermittlung der US-Regierung George W. Bushs. Dazu gesellt sich eine eklektizistische Kritik an US-amerikanischen wie deutschen Mainstream-Medien, vorrangig gespeist aus einer extensiven Internetrecherche.

Auf der sinnvollen, wenn auch oberflächli-

chen Analyse von Strukturmerkmalen der Informationsvermittlung der US-Regierung und ihrer medialen Aufbereitung baut eine Arbeit auf, die changiert zwischen populärer Enthüllungsliteratur und ernst zu nehmender Reflexion. Die Fragestellung kreist darum, inwieweit die Berichterstattung nach dem 11. September sowie im Vorfeld des Afghanistan- und später des Irak-Krieges von der US-Regierung propagandistisch gesteuert und für die Medien-Rezipienten irreführend war. Die Bedrohungsszenarien, die die US-Regierung entwickelt und penetriert habe, entsprängen einer konservativen „Clique“, die auch ohne die Geschehnisse des 11. September die Machtverhältnisse im Nahen Osten ändern wollte. Eine „spezifische Realitätskonstruktion über einen Zeitraum von 18 Monaten“ habe bei willfährigen Medien zu Bush-geheimer „Emotionalisierung, Dramatisierung und Komplexitätsreduzierung“ geführt. Diese Verschwörungshypothese wird herunterdekliniert bis zum casus belli.

Dieser „inszenierten Realität“ wird eine „ausgeblendete“ gegenübergestellt. Schon dadurch wird deutlich, dass sich der Begriff der „Realitätskonstruktionen“ als catch-all-term beliebig wenden und instrumentalisieren lässt. Ebenso arglos werden Termini der Kommunikations- und Medienwissenschaft wie „Meinungsführer“, „Meinungsklima“, „Infotainment“ oder „Nachrichtenwert-Forschung“ usw. gebraucht, ohne eine theoretische Fundierung oder eine Operationalisierung erkennen zu lassen. Archimedischer Punkt der einführenden Medienkonzentrationsanalyse in den USA und der daraus geschlussfolgerten inhaltlichen Manipulierbarkeit ist eine ökonomiekritische Position: Durch Fusionen entstünden Medienkonglomerate, die ausschließlich profitorientiert und regierungsfreundlich seien. Meinungsvielfalt sterbe, Journalisten übten sich in „Wohlverhalten“ gegenüber Bush.

Es folgen im zweiten Kapitel längliche Abhandlungen über die Fehler der Berichterstattung nach dem 11. September und über den Kulissenaufbau für die Kriegshandlungen („inszenierte Realität“). Als luzide Beispiele werden die ARD-Dokumentation über die „Todespiloten“ und die „Spiegel“-Serie über die Attentäter des 11. September gewählt. Eine systematische Inhaltsanalyse, die differenzierte Ergebnisse liefern würde, ist nicht erkennbar. Es wird an Quellen ausgewählt, was mit den Hypothesen konform geht.